

P. Buchheim M. Cierpka (Hrsg.)

---

# Macht und Abhängigkeit

---

Unter Mitwirkung von:

J. R. Bergmann, B. Dorst, E. Ferchland-Malzahn, M. Geyer,  
E. Huber, U. Lehr, S. McDaniel, C. Meier-Seethaler, U. Streeck,  
M. v. Cranach



Springer

Berlin 2000

# Die Macht des Wortes

Jörg Bergmann

Es mag deplaziert erscheinen, zu einem Zeitpunkt, da in einem europäischen Nachbarland nicht Worte, sondern Geschosse hin und her fliegen, über "die Macht des Wortes" zu rasonieren. Denn wo die Waffen sprechen, zeigt sich ja nicht die Macht des Wortes, sondern gerade deren Abwesenheit. Eigentlich wäre nicht die Macht, sondern die Ohnmacht des Wortes das angemessene Thema, so scheint es.

Doch auch wenn die Parteien nicht Worte aneinander, sondern Waffen aufeinander richten, verweist der militärische Konflikt auf die Macht des Wortes. Denn ohne Vorbereitung durch Worte wäre der Konflikt nicht entstanden, und um den Konflikt zu beenden, muß irgendwann wieder miteinander gesprochen werden. Das Vertreiben, Töten und Zerstören selbst ist in einem elementaren Sinn stumm; die Bilder, die wir davon zu sehen bekommen, sind für sich genommen sinnlos. Gewalt ist sprachlos, und gerade ihre Sprachlosigkeit ist – wie Arendt (1970) gezeigt hat – die Schwäche der Gewalt. Deshalb gibt sich jede Seite große Mühe, ihr jeweiliges Tun und Lassen über Worte zu legitimieren. Erst Worte verleihen der Auseinandersetzung ihre Bedeutung – für die, die ihn führen, für die, die darunter leiden, und für die, die – wie wir – diesen Konflikt aus der Halbdistanz verfolgen.

Gerade dort, wo Waffen die Worte ersetzt haben, läßt sich also die Macht des Wortes ahnen. Allerdings auch nur ahnen. Denn der Zusammenhang zwischen dem Wort und der Macht ist zwar, wie ich gleich zeigen werde, evident und mit Händen zu greifen, doch gerade weil Wort und Macht so eng umeinander kreisen, entsteht eine flirrende, trugbildhafte Unruhe, welche die begriffliche und beschreibende Fixierung dieses Zusammenhangs vor Probleme stellt.

Deshalb zunächst eine begriffliche Klärung: Macht verstehe ich entsprechend der soziologischen (von Max Weber begründeten) Tradition als das Potential, anderen Akteuren den eigenen Willen aufzuzwingen. Es ist das Potential, eigene Interessen bei anderen durchzusetzen, sei es, indem man dafür Unterstützung findet, Gehorsam sicherstellt oder den Widerstand auf andere – etwa gewaltsame – Weise bricht. Dieses Potential wird freilich in der Soziologie in erster Linie

anhand seiner institutionellen Erscheinungsformen – insbesondere den politischen Institutionen – thematisiert. Darin drückt sich eine Verengung der Perspektive aus, der ich nicht folgen werde. Denn Macht wird in den Erfahrungen und Handlungen der Menschen im Alltag wirksam. Macht ist eine Möglichkeit, wo immer Menschen zusammenkommen und miteinander interagieren. In jeder sozialen Situation kann es geschehen, daß einer der Akteure versucht, seinen Willen bei den anderen Interaktionspartnern durchzusetzen – auch gegen deren Widerstreben. Es erscheint mir deshalb unklug, Macht auf der Makroebene der politischen Institutionen beginnen zu lassen, statt auf der Mikroebene der sozialen Situationen, "in denen Macht hergestellt und erlitten wird" (Sofsky u. Paris 1994, S. 15f.).

Nimmt man Macht allein in seiner politisch-institutionellen Form in den Blick, tritt Sprache als ein bloßes Machtinstrument in Erscheinung und steht – seiner funktionalen Bedeutung nach – neben Körperkraft, Geld, Sanktionsgewalt und anderen Mitteln der Machtdurchsetzung. Demgegenüber erscheint es ergiebiger, Macht nicht von vornherein außerhalb der Sprache zu verorten, sondern so zu konzipieren, daß es möglich wird, der Macht, die der Sprache selbst immanent ist, auf die Spur zu kommen. Erst eine Begründung der Macht im Mikrokosmos sozialer Situationen und Interaktionen gestattet es, einen solchen inneren Zusammenhang von Macht und Wort zu entdecken.

Dieser Spur folgend, möchte ich im folgenden den Versuch machen, unterschiedliche Manifestationen der changierenden Beziehung zwischen dem Wort und der Macht zu identifizieren. In drei Abschnitten werde ich mich zuerst mit der magischen, dann mit der epistemischen und schließlich mit der kommunikativen Macht des Wortes befassen.

## **Die magische Macht des Wortes**

Daß in den Wörtern selbst eine Macht verborgen sein soll, mag uns heute fremd erscheinen. Wir betrachten Wörter als sprachliche Zeichen, die mit dem, was sie bezeichnen, in keinem inneren Zusammenhang stehen. Sprachliche Zeichen sind – wie die Linguistik uns lehrt – arbiträr; sie könnten auch anders lauten.

Doch die Vorstellung, daß ein Wort nicht mehr ist als ein beliebig austauschbares Zeichen, ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Über Jahrhunderte hinweg galt die Sprache den Menschen als etwas, das von den Göttern gekommen war. Und da den Namen und Bezeichnungen göttliche Herkunft attribuiert wurde, waren sie gerade nicht zufällig und austauschbar, sondern galten als Teil dessen,

was sie bezeichneten. Dementsprechend sorgsam mußte man mit den Wörtern umgehen. Bestimmte Wörter und Namen durften überhaupt nicht ausgesprochen werden, andere nur nach rituellen Vorkehrungen. Insbesondere waren Verheimlichung und Verbot von Namen eine verbreitete Praxis, motiviert von der Furcht, daß man demjenigen ausgeliefert war, der den eigenen Namen kannte. So suchten Götter und Geister mit allen Mitteln, ihre Namen geheim zu halten, um zu verhindern, daß jemand Macht über sie bekommt. Als Rumpelstilzchen seinen Namen entlarvt sah, packte es – wie es in dem Märchen heißt – in seiner Wut "den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei".

Die Vorstellung, daß derjenige, der Namen gibt, wegnimmt oder Kenntnis von ihnen bekommt, damit auch Macht über die Menschen hat, sitzt tief und bezieht sich keineswegs nur auf Götter. Das zeigt sich nicht zuletzt darin, daß es in der deutschen Sprache einen Ausdruck gibt, in dem der Akt des Benennens und der auf Macht gegründete Akt des Befehlens auf wundersame Weise zusammenfallen. "Heißen" bedeutet im Deutschen "bezeichnen" oder "benennen", etwa wenn jemand sagt: "Ich heiße Fritz", oder als Namensgebung: "Ich heiße dich Fritz". Doch "heißen" hat noch eine andere Bedeutung, es kann auch imperativ verwendet werden und meint dann "befehlen" oder "auffordern" etwa wenn jemand sagt: "Ich heiße Dich warten". Auch kennen wir den Ausdruck, jemand habe etwas "auf Geheiß" einer anderen Person getan. Und selbst wenn diese Bedeutung von "heißen" heute etwas veraltet erscheint, so wird durch diese Engführung von askriptiver und imperativer Semantik ein innerer Zusammenhang von Wort und Macht deutlich.

Eine radikale Interpretation dieses Zusammenhangs hat Friedrich Nietzsche geliefert. Er geht nicht davon aus, daß eine gegebene Sprache in den Akten des Benennens als Machtmittel instrumentalisiert und mißbraucht wird, vielmehr kehrt er diese Beziehung um. "Das Herrenrecht, Namen zu geben", schreibt er in der "Genealogie der Moral", "geht so weit, daß man sich erlauben sollte, den Ursprung der Sprache selbst als Machtäusserung der Herrschenden zu fassen: sie sagen "das ist das und das", sie siegeln jegliches Ding und Geschehen mit einem Laute ab und nehmen es dadurch gleichsam in Besitz" (Nietzsche 1980, S. 260).

Bei Nietzsche wird die Macht zum geheimen Motiv der Sprache. Und selbst wenn man dieser Sichtweise entgegenhält, daß die Sprache auch als ein Mittel der Befreiung von Abhängigkeiten und Unterwerfung dienen kann, läßt sich doch nicht bestreiten, daß sich zahlreiche Belege für diesen inneren Zusammenhang von Macht und Wort finden. Auch hier stellt die deutsche Sprache wieder eine bemerkenswerte Verbindung her: So wie sich im Begriff des "Heißens" das Benennen und das Befehlen überlagern, so verrät die Sprache auch einen inneren Zusammenhang zwischen Macht und Wort, wenn es um die Wahrnehmung der Sprache geht. Nicht nur lautlich, sondern auch entwicklungsgeschichtlich besteht

jedenfalls zwischen dem Akt des Hörens oder Horchens und dem Akt des Gehörens eine enge Verwandtschaft. Der Ausspruch "das gehört sich nicht" sowie der Ausdruck "auf jemanden hören" gehen in die gleiche Richtung. Ganz offensichtlich ist in unserer Sprache die Erfahrung eingelagert, daß der kognitive Vorgang des Hörens und die moralische Bereitschaft zum Gehorsam miteinander verkoppelt sind.

Man kann also sagen: Die nach unserem heutigen Verständnis neutralen Vorgänge des Benennens und Zuhörens sind im traditionellen Verständnis mit einer Machtsemantik aufgeladen, die sich auf eine religiöse wie eine weltliche Macht beziehen kann. Benennen heißt Erschaffen, Befehlen, Inbesitznehmen – Zuhören heißt Befolgen, Gehorchen, Sich-Unterwerfen. Und weil man den Wörtern – den gesprochenen wie den gehörten Wörtern – eine solch große magische Kraft zusprach, mußte man entsprechend vorsichtig mit ihnen umgehen. Es galt Tabuvorschriften zu beachten, Geheimnisse zu wahren und allgemein die hinter den Wörtern liegende Macht und symbolische Ordnung zu respektieren.

Diese rituellen Praktiken der Machtanerkennung sind nun mit einer Gruppe anderer Rituale verbunden, die darauf gerichtet sind, von den Mächtigen gleichsam eine Art Gegenleistung für diese Anerkennungsarbeit zu fordern. Die Gläubigen wandten sich mit ihren Anliegen an die Überirdischen, wobei die Formen, in denen dies geschah, sich erkennbar von den Formen des alltäglich-profanen Sprachgebrauchs unterscheiden mußten. Mithilfe von Reim, Metrik, Gesang, Wiederholung und anderen Gestaltungsmitteln entstanden auf diese Weise rituelle Gebilde eigener, außeralltäglicher Art – Gebete, Rezitationen, Lobpreisungen, Abbiten, Fürbitten u.ä. Die magische Kraft der Sprache liegt in diesem Fall wesentlich darin, daß sie als Instrument des Umgangs mit Göttern und der Beschwörung von Geistern fungiert. Durch entsprechende Wortmagie und zeremonielles Beiwerk sollen die Überirdischen gnädig gestimmt und zum Vorteil des Gläubigen beeinflusst werden – und zwar nicht nur für das eigene Seelenheil, sondern auch für die praktischen Zwecke des Lebens: für die Abwendung einer Mißernte ebenso wie für die Genesung eines Kindes oder die Verdammung eines Zeitgenossen.

Als Zwischenresümee ist festzuhalten, daß das, was die magische Qualität der Macht des Wortes ausmacht, sich in zweifacher Gestalt manifestiert: zum einen als die Macht des religiösen oder weltlichen Herrschers, allein durch Namensgebung die Verfügungs- und Befehlsgewalt über einen anderen zu besitzen, und zum andern als die Macht des Gläubigen, mittels ritueller Praktiken Einfluß auf sein eigenes Schicksal und den Lauf der Welt nehmen zu können. In dem Glauben, daß einzelne Wörter, Bezeichnungen oder sprachliche Wendungen eine magische Kraft besitzen, gründete ursprünglich die Macht des Wortes. Was

aber ist aus dieser magischen Kraft des Wortes in der heutigen Gesellschaft geworden?

Die Vorstellung einer von Beginn an machtbesetzten Sprache, in der jedes Benennen ein Befehlen und jedes Hören ein Gehorchen war, hat als Entstehungshintergrund eine ständische, hierarchisch gegliederte Gesellschaft. Eine solche Gesellschaft weist den Menschen ihre festen sozialen Positionen zu und sorgt dafür, daß alle sozialen Begegnungen und Beziehungen in einem Raum stattfinden, der nach Status und Macht gegliedert ist und in dem von Beginn an die Rollen des Befehlenden und des Befehlsempfängers festgelegt sind. Unsere heutige Gesellschaft ist nicht mehr ständisch gegliedert, ihr Kennzeichen ist hohe soziale Mobilität in der Vertikalen und funktionale Differenzierung in der Horizontalen mit autonomen Teilsystemen. Dazu kommt der weitgehende Rückzug der Religion als einem verbindlichen Leitsystem der Lebensführung und ein bislang nicht gekanntes Maß an Individualisierung der sozialen Akteure. All das hat zur Folge, daß in jeder Situation die Beteiligten fortwährend die "terms", unter denen sie interagieren wollen, aushandeln müssen. Unter solchen Vorzeichen des Zusammenlebens muß die Vorstellung, wonach sprachliche Interaktion in erster Linie nach dem Modell von Befehl und Gehorsam erfolgt, ebenso obsolet erscheinen wie die Überzeugung, durch magisch-religiöse Praktiken den Lauf der Dinge beeinflussen zu können.

Dementsprechend ist der Glaube an die magische Kraft von Wörtern und Namen weitgehend verblaßt. Ganz verschwunden ist er freilich auch heute noch nicht. Magische Reste sind etwa noch in den Alltagsritualen des Dankens, des Entschuldigens, des Gratulierens oder Kondolierens enthalten, oder in den Flüchen und Verwünschungen, die auch heute noch ausgestoßen werden – doch insgesamt sind diese Akte weitgehend zu einer Konvention geschrumpft. Auf den Glauben an die magische Kraft von Wörtern verweist auch die Beobachtung, daß viele – vor allem ältere – Menschen bemüht sind, Themen wie Krebs oder AIDS in Alltagsgesprächen zu vermeiden, und daß nicht wenige, die über die Krebserkrankung eines Verwandten oder Kollegen sprechen, dabei die Stimme senken oder zu flüstern beginnen. Und ein letztes Beispiel: Vor einigen Tagen konnte man in den Zeitungen die Meldung lesen, daß den albanischen Vertriebenen von serbischen Grenzsoldaten die Pässe abgenommen wurden. Welches politische Kalkül auch immer hinter dieser Aktion stecken mag, in ihr kommt auch die magische Vorstellung zum Ausdruck, daß der, der die Namen gibt oder nimmt, die Macht hat. Wenn man nun diese Vorstellung ihrer personalisierenden Sichtweise entkleidet und danach fragt, in welcher Weise Wörter Macht über uns haben, gelangt man zu dem Aspekt, den ich im nun folgenden Abschnitt über die epistemische Macht der Wörter behandeln möchte.



## Die epistemische Macht des Wortes

Der zentrale Gedanke lautet, daß die Sprache kein neutrales Medium der Mitteilung und Kommunikation ist, sondern insofern Macht über die Menschen hat, als sie ihnen vorgibt, wie sie ihre Umwelt wahrnehmen. Dieser Gedanke ist ein bekannter Topos in der Geschichte der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung und ist heute bekannt als das sogenannte "sprachliche Relativitätsprinzip". Einer der Sprachwissenschaftler, die dieses Prinzip formuliert und der empirischen Überprüfung zugänglich gemacht haben, Benjamin Lee Whorf, hat es einmal folgendermaßen erläutert:

"Wir gliedern und ordnen die mit- und nacheinander auftretenden Ereignisse vornehmlich deshalb gerade so, wie wir es tun, weil wir durch unsere Muttersprache an einem Abkommen darüber beteiligt sind, nicht aber, weil die Natur selbst etwa in genau dieser Weise und für jedermann gegliedert ist. Sprachen unterscheiden sich nicht nur darin, wie sie ihre Sätze aufbauen, sondern auch darin, wie sie die Natur zerschneiden, um jene Elemente zu bekommen, aus denen sie die Sätze aufbauen. Dieses Zerschneiden ergibt die Wörter im Lexikon. (...) Wir denken im Englischen und in ähnlichen Sprachen über das Universum so, als sei es eine Kollektion von gesonderten Dingen und Vorgängen, die unseren Worten entsprechen. (...) In subtileren Fällen projizieren wir alle die linguistischen Verhältnisse unserer jeweiligen Sprache auf das Universum und *sehen* sie dort." (Whorf 1963, S. 40, S. 65)

Was Whorf hier als "Abkommen" bezeichnet, läßt sich – weniger freundlicher – auch so formulieren, daß die Sprache uns dazu zwingt, die Welt in ihren Begriffen wahrzunehmen. Eben dies nenne ich die epistemische Macht des Wortes. Denn die Sprache, die wir uns aneignen, während wir aufwachsen, haben wir uns nicht freiwillig gewählt. Sie ist bereits, wie die Soziologen sagen, als eine "soziale Tatsache" in der Welt, wenn wir uns in die Welt aufmachen. Und weil wir dabei auf die Sprache angewiesen sind, bemerken wir nicht, daß sie uns nur ein begrenztes Reservoir an Interpretationsschemata liefert, mittels derer wir dann unsere Wirklichkeiten konstruieren.

Es ist die widersprüchliche Leistung der Sprache, unsere Weisen des Wahrnehmens, des Erkennens und des Fühlens zu ermöglichen und zugleich zu limitieren. Weil uns im Verlauf der Sozialisation die Sprache in Fleisch und Blut übergeht, läßt sich die epistemische Macht für sich genommen nur schwer ausmachen. Und selbst im Kontakt mit anderen Sprachgemeinschaften bedarf es einer gewissen hermeneutischen Zurückhaltung, um die sprachgebundenen Grenzen des eigenen Wahrnehmens und Verstehens überhaupt wahrnehmen zu

können. Ich will dies an einem Beispiel erläutern: Die beiden Psychologen Morsbach und Tyler (1986; zit. nach Hansen, 1995, S. 101) präsentieren in ihrer Arbeit "A Japanese emotion: Amae" eine im Westen unbekannte Empfindung: Trotz ausführlicher Erläuterungen hat der westliche Leser erhebliche Schwierigkeiten, zu verstehen, worum es in diesem Text geht, denn er beschreibt etwas, das er nicht kennt. Westliche Sprachen besitzen keine Bezeichnung für dieses Gefühl Amae, und mehr noch: das Gefühl selbst ist Mitgliedern westlicher Gesellschaften fremd. In einem Japanisch-Englischen Lexikon findet sich folgende Definition für Amae: "behave like a spoiled child; play the baby to somebody; be coquettish, take advantage of another person's kindness". Die einzelnen Umschreibungen klingen für sich genommen zwar vertraut, doch bilden sie keine Einheit; und während sie aus einer westlichen Perspektive eher negativ besetzt sind, betrachtet der Japaner das oben beschriebene Verhalten und das damit einhergehende Empfinden nicht als charakterloses Einschmeicheln, sondern als Anzeichen von Würde und Loyalität. Trotz einer klaren Darstellung bleibt uns das Gefühl Amae verschlossen, und auch kognitiv fällt es uns schwer, uns einen Reim darauf zu machen. Für die Japaner wiederum, denen Amae eine Selbstverständlichkeit ist, muß es ein Rätsel bleiben, weshalb dieses Gefühl den Bewohnern der westlichen Hemisphäre so fremd und unzugänglich ist.

Was dieses Beispiel u. a. zeigt, ist, daß den Sprachbenutzern die unaufhebbare sprachlich gefilterte Relativität ihrer Wahrnehmungen und Empfindungen zunächst nicht transparent ist. Sie sehen die Dinge, nicht aber die Wörter, vermittels derer diese Dinge überhaupt erst identifizierbar und benennbar werden. Insofern funktioniert die Sprache wie eine Brille auf der Nase, die eine scharfe Sicht auf den dahinterliegenden Wahrnehmungsraum ermöglicht, während sie selbst unsichtbar bleibt. Kurz: Man sieht die Sprache nicht, weil man mit ihr sieht.

Die Selbstvergessenheit der Sprache ist eine der Formen, in denen sich die Selbstverhüllung der Macht manifestiert. Macht will anerkannt und respektiert, aber sie will nicht als Macht erkannt werden. So betrachtet ist die Entdeckung der epistemischen Macht der Sprache ein wichtiger Beitrag zur Selbstaufklärung des Menschen über die Bedingungen und Zwänge, unter denen er lebt. Sicher hat die Formulierung des sprachlichen Relativitätsprinzips mit dazu beigetragen, daß wir heute anderen Sprachgemeinschaften und Kulturen im allgemeinen mit mehr Respekt und mehr Rücksicht begegnen als noch vor wenigen Generationen. Es ist ein Plädoyer dafür, fremden Kulturen ihre Fremdheit zu lassen, und insofern macht es – wie ich meine: berechtigterweise – mißtrauisch gegenüber dem unbedingten Verstehensanspruch, dem ja auch ein kolonialer Gestus eigen ist. Doch trotz dieser Vorzüge muß man sehen, daß die These von der erfahrungsregulierenden Macht der Sprache in mancher Hinsicht ergänzungs-, wenn nicht



korrekturbedürftig ist. Zum einen wird diese These fast ausschließlich auf unterschiedliche Ethnien bezogen. Das scheint mir eine unnötige Begrenzung, denn auch für unsere eigene Kultur läßt sich ja fragen, inwiefern verschiedene soziale Gruppen sich nicht nur in ihrer Sprache, sondern – verbunden damit – auch in ihren epistemischen Modellen, also in ihren "Weltsichten" (Humboldt) unterscheiden, ohne dies zu bemerken. Sprechen z. B. Jugendliche nur eine etwas andere Sprache als die Erwachsenen, oder verbirgt sich dahinter auch eine epistemische Differenz (was ja ggf. für Erzieher oder Therapeuten von einiger Bedeutung wäre)? Oder ein anderes Beispiel: Ist die Sprache, in der Psychotherapeuten über ihre Patienten sprechen, nichts weiter als eine notwendige Fachsprache (und insofern vergleichbar mit der Fachsprache der Weinkenner oder der Modelleisenbahnbauer), oder geht mit dieser Sprache eine besondere, womöglich für die Therapie selbst folgenreiche Weltsicht einher?

Die These von der epistemischen Macht der Sprache ist in meinen Augen aber noch an einem anderen Punkt ergänzungsbedürftig. Sie übergeht nämlich, daß auch diejenigen, die derselben Sprachgemeinschaft oder Sprachgruppe angehören, nicht umhin kommen, in jeder Situation des Sprachgebrauchs die Kategorien, in denen sie denken, wahrnehmen und sich ausdrücken, auszuwählen und aufeinander abzustimmen. Das Bewußtsein – und allgemein – das Innerpsychische einer anderen Person ist mir direkt prinzipiell unzugänglich, und das gilt auch dann, wenn der andere und ich die gleiche Sprache sprechen. Deswegen sind wir auf Kommunikation angewiesen, Kommunikation ist das Nadelöhr, durch das alles Innerpsychische hindurch muß, damit es in der Welt überhaupt relevant werden kann. Die These von der epistemischen Macht der Sprache leidet also aus meiner Sicht an einem kommunikativen Defizit.

Sprache fungiert mit ihren – kategorialen, aber auch grammatischen – Festlegungen als ein Regulator von Erfahrung und Erkenntnis; das stimmt schon. An ihr läßt sich insofern tatsächlich "der Ordnungswert der Macht" beobachten, wie der Soziologe Popitz (1992) das einmal genannt hat. Doch die Wirklichkeit, die mittels der sprachlichen Möglichkeiten generiert wird, ist kein bloßes Kopferzeugnis, nicht bloß eine "mental map". Meine Wirklichkeitskonstruktionen bedürfen immer der Abstimmung mit anderen und der Bestätigung durch andere, d. h. Wirklichkeit wird kommunikativ, im sozialen Miteinander hervorgebracht. Kurz, so wie es keine sprachunabhängige Erfahrung gibt, so gibt es keine kommunikationsunabhängige Sprache.

Mit dieser Zuspitzung auf Kommunikation bin ich beim dritten und letzten Abschnitt meines Beitrags angelangt, der "kommunikativen Macht des Wortes".

## Die kommunikative Macht des Wortes

Die Rede von der kommunikativen Macht des Wortes bedeutet den Übergang von der Ebene der Sprache auf die Ebene Handlung. Nicht mehr die Sprache, sondern die mittels der Sprache ausgeführten Akte, also die Sprech-Akte, stehen jetzt im Zentrum. Auch dieser Übergang von der Sprache zum Handeln findet in der deutschen Sprache seinen symbolisch verdichteten Ausdruck – und zwar im Übergang vom "Wort" zur "Ant"- "Wort". Während das Wort eine elementare Einheit der Sprache darstellt, ist die Ant-Wort eine kommunikative Handlung, die im Zweifelsfall auch ohne Sprache auskommt: eine Frage läßt sich auch mit einem bloßen Kopfschütteln beantworten.

Kommunikation ist der Modus, in dem sich menschliche Sozialität realisiert. Von der Zuwendung zu einem Neugeborenen bis zum Abschied von einem Sterbenden, vom Lob für ein Kind bis zur Verurteilung eines Verbrechers, von der Liebeserklärung einer besonderen Person gegenüber bis zur haßerfüllten Beschimpfung einer ganzen sozialen Gruppe – immer geht es dabei um Kommunikation, und immer geht es dabei um mehr als den bloßen Austausch von Wörtern. Immer geht es dabei um Handlungen, die im oder für den anderen etwas bewirken sollen, sei es die Auslösung eines Gefühls, die Steigerung des Selbstbewußtseins, die Erfahrung einer Erniedrigung oder anderes.

Und da Psychotherapie in den meisten Fällen aus nichts anderem als aus einem Austausch von Wörtern – eben aus einem Gespräch – besteht, gilt auch, daß das psychotherapeutische Geschehen als ein Wechselwirkungsprozeß, als ein kommunikatives Hin und Her konzipiert werden muß. Mit einer solchen Forderung mag man bei psychotherapeutischen Praktikern Türen einrennen – oder auch nicht. Jedenfalls kommt in einer Erzählung des Psychotherapeuten Yalom (1999, S. 309) über die Behandlung einer depressiven Frau der Psychotherapeut erst zu einem recht späten Zeitpunkt zu der Einsicht: "Der therapeutische Akt, nicht das therapeutische Wort zählte!"

Welche Vorteile es mit sich bringt, wenn man das psychotherapeutische Geschehen in seinen kommunikativen Qualitäten beschreibt und untersucht, zeigt sich sogleich, wenn man sich wieder dem Thema Macht zuwendet. Macht, so hatte ich definiert, ist das Potential, anderen Akteuren den eigenen Willen aufzuzwingen. Dabei gründet sich dieses Potential seiner elementaren Form nach zunächst auf die Möglichkeit, aufgrund überlegener Körperstärke o. ä. andere zu verletzen, ihnen Dinge zu rauben, ihr Eigentum zu zerstören, sie herabzusetzen oder auszugrenzen. Dies ist, wie gesagt, die Elementarform der Macht; sie ist noch ganz auf Einzelaktionen konzentriert und darauf beschränkt, bei günstiger Gelegenheit Beute zu machen. Damit aber ist Macht von äußeren Umständen

abhängig, und es ist von daher nicht überraschend, daß im Lauf der menschlichen Evolution auch die Sozialformen der Macht eine Entwicklung durchlaufen.

Macht macht sich unabhängig von der Gelegenheitsstruktur, Macht wird auf Dauer gestellt. Wie aber wird Macht zu einer dauerhaften Einrichtung? Dazu Popitz (1992):

"Dauerhaft wird die Macht, weil bestimmte Aktionen – Strafen und Belohnen – zurückgenommen werden zu Drohungen und Versprechungen. Die Wirkung von Drohungen und Versprechungen ist über Zeit und Raum dehnbar."

Dies ist ein Punkt, dessen Bedeutung für ein Verständnis von Machtphänomenen gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: Macht wird dauerhaft, indem sie zurückgenommen und auf Kommunikation umgestellt wird. An die Stelle einzelner Beutezüge, die aufwendig und risikoreich sind, tritt permanente Unterwerfung durch die kommunikativen Akte des Drohens und Versprechens.

Man sieht, daß an diesem Punkt die Macht beginnt, ihr wahres Gesicht zu verbergen. Und dieser Prozeß der Selbstverhüllung der Macht geht weiter, da ja zumindest dem Akt des Drohens seine Nähe zur Macht noch leicht angesehen werden kann. Deshalb bedurfte es noch eines anderen Mittels, um die Tarnung der Macht zu vervollkommen. Dieses Zaubermittel heißt: Anerkennung. Damit ist gemeint, daß sich Macht nun durch Anerkennung konstituiert, – durch die Anerkennung derjenigen, über die Macht ausgeübt wird und die in der Macht – je nach Epoche – eine göttliche Größe, einen königlichen Monarchen, einen übermenschlichen Herrscher, einen charismatischen Führer oder eine wissenschaftliche Autorität sehen und akzeptieren.

Die Begründung der Macht auf Anerkennung hat zur Konsequenz, daß die Macht sich gewissermaßen den Luxus erlauben kann, zur "waffenlosen" Macht zu werden. Weil er sich der Anerkennung sicher ist, kann derjenige, der die Macht hat und Autorität genießt, normalerweise auf den Einsatz von Drohungen, Sanktionen oder rabiaten Machtmitteln verzichten. Macht, die sich auf Anerkennung gründet, braucht sich nicht mehr aufzuplustern und mit Insignien der Stärke auszustatten; sie kann es sich leisten, diskret zu sein und ihre Unauffälligkeit zu pflegen. Die Macht hat es verstanden, sich mit den Mitteln der Kommunikation weitgehend unsichtbar zu machen.

Das soll nun natürlich nicht heißen, daß es gar nicht mehr möglich ist, auf Manifestationen der Macht zu treffen. Der Verzicht auf den Gebrauch autoritärer Machtmittel ist die eine Seite, die andere Seite ist, daß die Macht dann, wenn die Situation es erfordert, nicht davor zurückschreckt, auch grobe Mittel rigoros und entschlossen einzusetzen. D. h., man wird auch heute noch Fälle von unverhüllter Machtausübung und Machtdemonstration finden. Allerdings ist mit dem Einsatz

von Machtmitteln immer die Gefahr verbunden, daß darin gerade ein Mangel an Macht – nämlich ein Mangel an Anerkennung – gesehen wird. Dies zeigt sich eindrucksvoll an folgendem Beispiel:

Wenn man die kürzeste Verbindung von der Macht zum Wort zieht – gelangt man zum Macht-Wort. Das Machtwort ist eine besondere Gattung der autoritären Kommunikation und zeichnet sich v. a. durch den Zeitpunkt aus, in dem es gesprochen wird: es erfolgt in einer Situation, in der unregelte, chaotische Prozesse dominieren. In einer solchen Situation sorgt das Machtwort für eine Zäsur, es beendet die Anarchie und führt das Geschehen auf geregelte Bahnen zurück. So weit, so gut. Nur ist das Mittel des Machtworts nicht beliebig einsetzbar, da sich bei häufigerem Einsatz seine Wirkung verflacht und die dahinterstehende Macht rasch ihre Anerkennungsbasis verliert. Außerdem gründet sich das Machtwort auf eine extern abgesicherte, nur latent gegenwärtige Machtposition, – die aber durch den Einsatz des Machtworts gerade geschwächt wird.

Gerade für unsere heutige Gesellschaft ist der innere Zusammenhang von Macht und Kommunikation von Bedeutung, da Macht sich mehr und mehr kommunikativ verkleidet. Anstatt von hier aus noch einmal eine Verbindung zur magischen und zur epistemischen Macht der Sprache herzustellen, sollen am Ende drei Thesen formuliert werden, die sich aus meinen Ausführungen für das psychotherapeutische Geschehen ableiten lassen.

- 1) Das psychotherapeutische Geschehen ist durch eine ungleiche Machtverteilung gekennzeichnet. Während der Therapeut eine institutionell, d. h. extern begründete Machtposition hat, kann der Patient Macht nur situativ, d. h. intern geltend machen.
- 2) Das psychotherapeutische Geschehen ist durch eine Egalitätsfiktion gekennzeichnet, weil der Therapeut weitgehend auf den Einsatz von Machtmitteln verzichtet. Dieser Verzicht auf den Gebrauch von Machtmitteln ist in zweifacher Hinsicht problematisch: Zum einen darf dieser Verzicht auf Machtmittel nicht mit Machtverzicht verwechselt werden. Zum anderen besteht die Möglichkeit, daß der therapeutische Verzicht auf den Einsatz von Machtmitteln von den Patienten gerade als Zeichen der Macht gedeutet wird.
- 3) Macht gründet sich heute wesentlich auf Anerkennung. Doch wer heute eine Macht über sich anerkennt, will seinerseits auch von der Macht besonders anerkannt werden. Anerkennung fließt also in beide Richtungen (Popitz 1992). Deshalb ist davon auszugehen, daß Anerkennungskämpfe für jedes psychotherapeutische Geschehen konstitutiv sind.

## Literatur

- Arendt H (1970) Macht und Gewalt. Piper, München
- Hansen KP (1995) Kultur und Kulturwissenschaft. UTB, Tübingen Basel
- Morsbach, Tyler (1986) A Japanese Emotion: Amae. In: Harré (Hrsg) The social construction of emotions. New York, S 289-307
- Nietzsche F (1887/1980) Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. In: Nietzsche F (Hrsg) Sämtliche Werke, Bd 5. de Gruyter, Berlin
- Paris R (1998) Das Machtwort. Merkur 596: 1083-1088
- Popitz H (1992) Phänomene der Macht. Tübingen
- Schneider W (1976) Wörter machen Leute – Magie und Macht der Sprache. Piper, München
- Sofsky W, Paris R (1994) Figurationen sozialer Macht: Autorität – Stellvertretung – Koalition. Suhrkamp, Frankfurt aM
- Whorf BL (1963) Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Rowohlt, Reinbek
- Yalom ID (1999) Die Liebe und ihr Henker & andere Geschichten aus der Psychotherapie. UTB, München